

(Nachdruck verboten.)

12]

Ita Haine.

Novelle von S. Zuckewitsch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Lampert.

Ita hatte Augenblicke, wo sie am liebsten geschrien, sich vor jemandem auf die Knie geworfen hätte, ja gestorben wäre. „Was ist denn das!“ rief sie flehend, „wir sind doch Menschen, auch Menschen. Womit haben wir es verdient, was für Verbrechen haben wir begangen, Gitel?“ Wir, wir haben vielleicht gesündigt, aber die Kinder? Wozu so viel Leiden? Töten soll man mich, wenn ich noch einmal Mutter werdel! Wenn man doch uns alles zeigen würde, was hier vorgeht, wenn man uns dumme unglückliche Mädchen doch im Voraus hierher brächte und sagte: „Seht, was eure Kinder erwartet!“

„Werden sich schon daran gewöhnen,“ antwortete ihr Gitel kaltblütig. „Als ich mein zweites fortgeben mußte, habe ich auch so erseht und geschrien, vielleicht noch mehr als Sie; aber ich hab mich auch darein gefunden. Wenn man dort in der Stadt, weit von diesem Grab, lebt, so vergiftet man alles, man will leben, lieben, Kinder haben. So ist's. Sie werden auch vergessen, wenn Sie einmal von hier fort sind. Sie lassen das Kind hier, werden wohl die erste Nacht durchweinen, aber nachher werden neue Sorgen Sie zerstreuen. Sie kriegen doch Ihren Sohn nicht umsonst. Ich will Ihnen noch mehr sagen: das fremde Kind, das Sie stillen, werden Sie lieb gewinnen, und gegen Ihr eigenes gleichgültiger werden. Das ist ebenso sicher, als das es jetzt schneit.“

„Ach, ich schwöre, ich schwöre Ihnen, Gitel, daß ich es nie tue. Nie, nie, Gitel! Ich reiße mir das Herz aus der Brust, wenn es einem Kind die Treue bricht! Ich schwöre, Gitel!“

Sie gingen rascher und besuchten noch mehr Häuser. Das Bild war überall ziemlich das gleiche. Ueberall offenbarte sich der strafende und rächende Gott in derselben Gestalt. Halbverfaulte Gesichter, verkrüppelte Körper, Abgezehrtsein, geringes Gewicht, Zwerghaftigkeit der Säuglinge, Weinen und Zammern der kindlichen Lippen, Hunger, Kälte Schmutz und volle Gleichgültigkeit der Umgebung — überall blieben sie sich gleich. Ita suchte und suchte, im Glauben, in der Hoffnung auf ein Etwas, in der Empörung gegen dieses Schicksal ihres Kindes.

Gegen Abend begann Ita zu erschlaffen. Eine Rückkehr zur Vergangenheit war unmöglich. Nicht die Mißhandlungen, die sie daheim von Michel erwarteten, nicht einmal ihr und ihres Kindes Tod von seiner Hand oder vor Hunger waren es, die sie ängstigten. Nein. Aber, wenn sie nach Hause ging, mußte sie bereit sein, auf der Straße ihren Leib zu verkaufen, und zu diesem Opfer fehlte ihr noch der Mut. Alles in ihr — ihre feste, trohige Seele, ihr schamhafter und auch trotziger Körper bäumten sich dagegen auf. Im Herzen glühte noch ein Funken Hoffnung, mit guter Bezahlung, mit freundlichen Worten, mit flehentlichen Bitten dem Kinde jenen kleinsten Tropfen der Sicherheit zu erkaufen, mit dem Ita sich endlich zufrieden geben wollte. Das Opfer war schließlich gebracht.

Für acht Rubel ließ sie ihr Kind bei einer Frau und sprach lange, lange auf sie ein, erklärte ihr, bat und flehte und küßte ihr beinahe die Hände, sie möge ihren Jungen gut behandeln. Dann kam der noch längere Abschied vom Kind. Sie weinte über ihm, als wenn es schon tot wäre. In Gedanken bat sie es inbrünstig um Verzeihung und schwor, sich ganz wahnstimmig gebärdend, es nicht zu verlassen, und küßte es und schluchzte, ganz außer sich, als endlich die Zeit zum Aufbruch kam. Zwanztigmal ging sie fort, kam wieder, weinte, schwor und küßte es. Dabei sah sie entsetzlich elend und mitleidenerregend aus mit ihrem roten und tränengeschwellenen Gesicht und der gebeugten Gestalt. Es war schon sehr spät, als sie endlich das Kind verließ, eine unglückliche, zehnfach heißer Liebe und grenzenlose Verzweiflung im Herzen. Als sie bei ihrer Herrschaft erschien, wurde sie wegen der späten Rückkehr getadelt. Dann bekam sie ein warmes Bad und trat ihr Amt an.

Was Gitel vorausgesagt, trat pünktlich ein: die ersten Sorgen, um sich gut und bequem dem neuen Leben anzupassen, das von dem unerfahrenen Neuling eine völlige Hingabe erforderte, nahmen Ita ganz für sich in Anspruch. Sie wußte nicht, wie sie sich in ihrer neuen Rolle zu verhalten hatte, und so verschwendete sie eine Menge Kraft und Energie, ja nicht in den Verdacht der Nachlässigkeit oder der Lieblosigkeit gegen das von ihr gestillte Kind zu kommen. Sie war bemüht, überall mit Hand anzulegen, um nicht als Faulenziere, getadelt zu werden und zitterte in der ersten Zeit vor ihrer Herrschaft genau so wie ehemals vor ihrem Michel, wenn er seinen bösen Tag hatte. Von früh bis spät war sie auf dem Plan, half während der freien Zeit dem Zimmermädchen und der Köchin, wusch die Kinderwindeln oder nähte mit der Mutter Kleidchen fürs Kind. Sie gönnte sich keinen freien Augenblick, denn sie dachte, es müsse so sein. Aber in der ersten Zeit, wenn sie so hin und her lief und arbeitete, war stets ein scharfer, ein qualender Gedanke in ihr, der sich an ihr Hirn festgefogen hatte und sie keinen Augenblick verließ, obwohl sie weder Zeit noch Lust hatte, ihn richtig durchzudenken. Etwas peinigte und schmerzte sie — aber Ita gab nicht nach und verschob die Rechenschaftslegung vor sich selbst von einem Tage zum anderen. Zufällig erfuhr sie, daß Gitel auch in demselben Haus diente, in der ersten Etage, bei einem Rechtskonsulenten. Aber in das neue Leben versunken, ging sie nicht einmal hin und sagte sich: später einmal, wenn alles in Ordnung kommt. Die eigentliche Arbeit, ermüdend und aufregend, begann aber des Nachts, wenn sie mit dem Kind allein blieb. Obwohl Ita durch die Pflege des eigenen Kindes gewöhnt war zu wachen, sich die besten Stunden des Schlafes zu entziehen, zu singen, auf und ab zu gehen und das Kind zu wiegen, während die müden Muskeln diesen Anforderungen durchaus nicht gehorchen wollten, so mengte sich doch jenes Scharfe, Qualende, das sie nie verließ, überall hinein und gönnte ihr keine Minute der Vergessenheit auch in der Arbeit. Jeden Schritt tat sie wie auf scharfgeschliffenen Messern; denn sie fühlte: er war für das fremde Kind bestimmt; jeden Ton ihrer Lippen, jedes Lächeln, jeder aufrichtige Kuß, jede leise Lieblosung schienen ihr Verrat am eigenen Kinde zu sein, das in diesem Augenblick sicher irgendwo litt. Das eigentlich Peinigende war aber nicht ein klares Bewußtsein, daß sie all ihre Kraft, all ihre Bärtlichkeit und Liebe einem Fremden hingabe, sondern in dem unbestimmten, verhassten Etwas, das im Tiefsten der Seele so dumpf und ziehend schmerzte wie ein franker Zahn — nicht stark, aber unablässig und hartnäckig. Und hieraus entsprang auch ihr neues Verhalten gegen Michel, das schon am ersten Tage ihres Dienstes seinen Anfang genommen hatte. Schon zweimal war er zu ihr gekommen, aber sie konnte es nicht über's Herz bringen, ihn zu sehen, obwohl sie nur zu gut wußte, daß sie dadurch seinen Zorn erzeuge und ihn bis Außersten reizen könne. Aber sie konnte nicht anders, trotzdem sie ihn kannte und fürchtete. Das Gefühl des starken, aber unbestimmten Hasses loderte leidenschaftlich auf und richtete sich entrüstet gegen ihn, wenn er kam und sie durch Vermittlung eines Ladenburschen von seinem Erscheinen benachrichtigte.

Die rührenden Worte, die im Munde des Boten ihren eigentlichen Sinn offenbarten, vermochten sie nicht zu betrügen und enthüllten ihr nur die Gabsucht Michels. Sie wußte, daß es nicht die Liebe zu ihr, nicht die Liebe zu dem Kind war, die ihn herführte, sondern die Gier nach ihren sauer erarbeiteten Groschen, die in seinen Augen nur dazu bestimmt waren, in die Spelunken der Stadt zu wandern und für jene niedrigen Belustigungen ausgegeben zu werden, die den ganzen Inhalt seines Lebens bildeten. Auch als Michel zum zweiten Male kam, wollte sie ihn nicht sehen, obwohl Michel sagen ließ, er würde ohne alle Umstände ins Haus bringen und sie grün und blau schlagen.

Die zweite Woche ihres Dienstes neigte sich bereits dem Ende zu. Der seelische Schmerz, der ihr das Bewußtsein verursachte, daß sie Kraft, Gesundheit und Liebe an ein fremdes Kind verschwende, verstummte nach und nach unter dem Einfluß des Werktages, der unablässige Aufmerksamkeit erheischte. Jene sonderbaren und erhebenden Gefühle, als sie, von der höchsten Liebe und dem höchsten Erbarmen besiegt, zum

ersten Male Mitleid mit dem fremden Kinde empfunden hatte, das ihr seine Arme mit so rührender und zutraulicher Anhänglichkeit entgegenstreckte, als wenn sie seine Mutter wäre — jene Gefühle waren schon verschwunden. Der lange Druck ihres eigenen Schmerzes überwältigte sie immer mehr. Neben dem Kinde sitzend, fand sie eine Erleichterung in reichlichen Tränen, die sie heimlich vergießen mußte, damit niemand sie sähe. So weinte sie ihren Kummer vom Herzen in der Gegenwart des einzigen Zeugen, des Kindes, das ihrer Meinung nach die Hauptschuld an ihrem Unglück trug. Aber wenn sie es auch wollte, so konnte sie es doch nicht mehr aufrichtig beschuldigen und verwünschen, denn etwas Stärkeres begann ihren Haß gegen das kleine Geschöpf zu verdrängen. Und dieses Stärkere waren jene noch unvollkommenen Gefühle der Liebe zu ihm, die gegen ihren Willen in ihr erwachten und ihre Interessen, die Interessen einer fremden Frau, mit denen des Kindes, das nicht ihrem Schicksal entzogen war, verbanden.

Wie ihr dies neue Gefühl halb zum Bewußtsein kam, rief es einen neuen Schmerz hervor, den sie innerlich abzuwehren suchte. Von Natur aus gutmütig, mit einem mitfühlenden Herz und hilfsbereiten Händen begabt, war sie förmlich eifersüchtig auf sich selbst allemal, wenn sie dem fremden Kind eine überflüssige, aber aufrichtige Bärtlichkeit erwies. Ueberall und immer sah sie sich von ihrem Knaben verfolgt, er beherrschte ihre Gedanken, als ein unschuldiges Opfer, das dem Glück und Wohlergehen dieses mit allen irdischen Gütern gesegneten kleinen Wesens gebracht worden war. Ihr Verstand protestierte gegen den Fremden, aber ihr Herz stellte sich auf seine Seite, und dieser innere Zwiespalt gebar die Furcht vor der Einsamkeit, die Furcht, allein mit der ganzen sie niederdrückenden Schmerzenslast zu bleiben. Allmählich entstand in ihr das Streben nach Mitgefühl, sie dürstete nach einer Seele, die den Ueberfluß ihrer Leiden, ihres Grammes aufnehmen würde. Jetzt empörte sie sich nicht mehr dermaßen gegen Michel, und alles Schlechte, was ihr in den ersten Tagen unmenschlich an ihm erschien, ließ sich leicht und mühelos rechtfertigen, und Worte der Verzeihung kamen ihr so leicht in den Sinn, als ob der ganze Kopf mit ihnen angefüllt wäre und nie etwas anderes gekannt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fahrende Leute.

Von Anna Reichert.

(Schluß.)

Fridchen, Cäcilie und Liese hingen mit verschlafenen Gesichtern auf ihren Stühlen, als Hermine wieder im Zelt erschien. Hermine redete sich gähnend, als sie wieder oben auf der Bühne stand, was gar nicht zu ihrem munteren Aussehen und den hellen Augen paßte.

„Mutter, machen wir noch nicht Schluß? Morgen nachmittag soll's doch wieder um halb drei anfangen. Und morgen müssen wir sicher bis drei Uhr nachts aushalten.“

Frau Eisebein sah böse auf die Tische hinunter. Während der halbstündigen Pause hatte sich das Publikum verlaufen. Die wenigen, die noch saßen und tranken, waren müde und froren, nun die Menschenmassen nicht mehr für Wärme sorgten. Es war ersichtlich keine Stimmung mehr vorhanden; die Vorfreude zu dem morgigen Fest hatte ausgetobt.

„Wir wollen noch einen Chor singen,“ kommandierte sie.

Aber auch der Chor zog nicht. Immer leerer wurden die Bänke. Am Büfett rüstete man bereits zum Aufbruch; klirrend wurden Teller und Gläser in Körbe gepackt und von Burtschen zum Gasthof in Sicherheit gebracht. Die Orgel des Karussells gröhnte und piffte noch von Zeit zu Zeit vor dem Zelteingang; aber die Pausen zwischen „Fredi, Fredi“ und dem „Böhmerwald“ wurden länger und länger. Auch da draußen schienen sich Festfreude und Publikum zu verflüchtigen.

Vater Eisebein erschien vor der Bühne. „Es ist nichts mehr zu holen. Der Platz ist fast ganz leer. Jetzt haben sie auch das Karussell abgestellt. Sollen wir die Dekorationen abnehmen?“

„Natürlich,“ sagte Frau Eisebein giftig. „Ist Dir wohl zu viel Arbeit, was? Unsereins kann sich schinden und plagen, aber so'n Mann, der läßt lieber alles wegstehlen, ehe er einen Finger rührt.“

Vater Eisebein und Cäcilie hatten eilig den scharlachroten Hintergrund und die Lampen ab und packten sie in den Korb.

„Gehen Sie schon damit nach Hause,“ flüsterte Vater Eisebein Seiffert und Zink zu. „Ein Polizist will uns begleiten, damit die Damen nicht belästigt werden, sagt er; aber es ist ja nur, daß wir uns anständig betragen. Und wenn Sie noch dabei sind, dann

steht's ja jeder, daß er nicht bloß zum Schutz mitgeht. Auch Emil soll schon vorgehen.“

„Laßt Eure Kostüme an unterm Regenmantel,“ befahl Frau Eisebein. „Wir setzen uns noch ein bißchen in die Wirtsstube. Es werden uns wohl einige Herren nachkommen. Da siehst Du nun, Hermine, was Du Dir eingebrocht hast: Du mußt in den Orgelkasten und wir kriegen am Ende noch Wein.“

Hermine redete lächelnd die schönen Arme, sagte aber nichts. Cäcilie sah sich zu ihr auf.

„Vater,“ flüsterte Cäcilie, „ich möchte nicht noch in der Wirtsstube sitzen und auch nicht mit Herrn Lippich schlafen. Ich geh' auch in den Orgelkasten.“

Vater Eisebein kratzte sich den Kopf. „Ja ja, Cielchen, wenn bloß die Mutter — na warte. — Du, Mutter, wir sollen uns nicht mehr in der Wirtsstube aufhalten, sagt der Polizist. Die Leute wären so rüde heute — es könnte da noch Krawall geben.“

„Was? was?“ schrie Frau Eisebein. „Was? Hat man sich geplagt und soll nun nicht mal zusehen dürfen, daß man ein bißchen dafür traktiert wird. Das ist denn doch —“

„Dann bleib' ich auch gleich hier und schlafe im Orgelkasten,“ sagte Cäcilie, hastig ihr Kostüm abwerfend. „Bitte, Liese, nimm es mit nach Hause.“

Die Truppe Eisebein stand, zum Ausbruch bereit, auf der Bühne zusammen. Cäcilie sah, wie Hermine heimliche Zeichen nach dem Zelteingang machte, nickte und lächelte. „Hermine,“ flüsterte sie zitternd und faßte der Schwester Hand.

Man ging hinaus.

„Na gute Nacht,“ sagte Hermine gleichmütig und bog mit Cäcilie schnell um die Zeltede, während die übrigen Eisebein langsam zur Dorfstraße schritten, wo ein Polizist, zur Eskorte bereit, ihrer harrete.

„So geht lauf,“ sagte Hermine, Cäcilies Hand loslassend. „Morgen früh vorm Kaffee komme ich auch zu Fridchen und ziehe mich um.“

„Ach Hermine —!“ weinte Cäcilie.

„Laß doch, Gännschen. Es ist ja bloß der Provisor; den kannst Du mir schon lassen. Er wohnt hier ganz in der Nähe. Und nun mach' voran, sonst erschrickt sich Auguste, wenn sie schon schläft. Bißt Du hange, allein über die Wiese zu geh'n?“

Cäcilie schüttelte den Kopf und schritt, während Hermine davon lief, langsam mit tiefgesenktem Kopf über den Platz, an den Wohnwagen vorbei nach der abgelegenen Stelle der Wiese, wo der fensterlose Gepädwagen des Karussellbesitzers einsam stand. Der größte Teil des Wagens diente zur Aufnahme der schweren Karussellgeräte und der Schießbudenutensilien; hinten war durch eine Bretterwand ein schmaler Raum abgeteilt, in dem die Karussellorgel untergebracht wurde.

Cäcilie öffnete die angelehnten Flügel der Tür, die die ganze hintere Schmalseite des Wagens einnahm. „Erschrick' Dich nicht, Auguste,“ sagte sie mit ihrem süßen Stimmchen, überwand geschickt die meterhohe Entfernung zwischen Rasen und Wagen und tastete im Dunkeln über die bereits auf dem Strohsack liegende Auguste hinweg, um sich angekleidet wie die andere unter die Pferdebedede zu legen.

Cäcilie war bereits todmüde in Schlaf gesunken, als die brutale Stimme Alfred Eisebeins in den Wagen rief: „Auguste, Hermine, seid Ihr drin?“

„Zum Teufel,“ schrie Auguste wütend. „Man erschrickt sich ja zu Tode. Einen so aufzuwecken!“

„Galt den Mund. Ist die Eisebein bei Dir?“

„Jawohl.“

„Na denn ist's gut.“ Die beiden eisenbeschlagenen Flügel der Tür wurden zugeworfen; ein Schlüssel drehte sich im Schloß.

„Herrje“, rief Auguste, sich aufrichtend und trommelte mit den Fäusten an die Tür, „was machen Sie denn? Wir wollen doch ein bißchen Luft haben.“

„Sei still“, schallte es kaum verständlich durch die schweren Bohlen von draußen. „Du allein kannst machen, was Du willst. Aber wenn meine liebe Richte hier bei mir wohnt, dann muß ich sie vor Kirmesjungens und so was in acht nehmen. Morgen früh schließ ich Euch auf.“

„Liegt man wie in einer Falle“, brummte Auguste, sich wieder hinlegend. Sie schnüffelte. „Si Deibel, was für 'ne Luft. Sie haben den Hund wieder hier eingesperrt gehabt.“

Sie schimpfte noch eine Weile vor sich hin, ächzte über den Mangel an Luft und den üblen Geruch in dem finsternen schmalen Raum und schlief dann ebenfalls ein.

Am Morgen erhob sich Lärm im Ort. Ueberrächtig aussehende Burtschen rannten vom Schützenplatz herein und verkündeten Feuer. Nach langer, langer Zeit rasselte die Spritze durch die Gassen.

Auf dem Schützenplatz hatten sich bereits Menschen angesammelt, die plaudernd den in dichten Qualm gefüllten Gepädwagen des Karussellbesitzers umstanden. Eisebein selbst war nicht darunter; man sagte, er schlief seinen Kausch aus und sei nicht wach zu kriegen.

Eine Weißsperson rannte in flatternden ungefärbten Haaren stolpernd über den Rasen herzu, mit den Armen telegraphierend und schreiend: „Hilfe! Hilfe! Die Auguste schläft ja im Gepädwagen!“

Nun kam Bewegung in die Neugierigen. Man lief und schrie durcheinander. Einige Mutige drängen näher an den Wagen heran, aber der heizende Rauch trieb sie zurück. Andere liefen auf die Straße, zu sehen, ob die Spritze noch nicht käme. Jetzt erschienen auch der Karussellbesitzer und seine Frau, sie jammern und aufgeregert auf die sie Umringenden einsprechend, er finstert und schweigend.

Endlich holperte die Spritze über die Wiese. Einige Kommandos erschallten; ein Wasserstrahl schoß auf Rauch und Blut.

Germine, den Mantel eng um die bloßen Knie gezogen, drängte sich durch die Menge, schrie laut auf und ramte davon, zum Gasthause.

Nach geraumer Weile, nachdem das Wasser ausgiebig den Orgelkasten bestrahlt hatte, wagte sich ein Feuerwehmann an den Wagen. Einige Bretter trachten. Zwei schwarze, zerfetzte Gestalten wurden aus dem Rauch getragen und auf den Rasen gelegt.

Das Schützenfest wurde vertagt. Gegen Mittag stand die Truppe Eisenstein mit blaffen, hängenden Köpfen zum Abschied gerüstet im Wirtszimmer und wartete auf das von der Wirtin gutmütig zugesagte Mittagbrot. Einzig Frau Eisenstein hatte ihre Fassung behalten. Aufgeregt schwatzte sie mit der Wirtin.

„Na ja, es ist ja schlimm. Besonders für Eisenstein. Er hatte alle Lappen und Dedeln zum Verpacken vom Karussell und noch vieles andere im Wagen, und das war alles nicht versichert, sagt er. Na, wenn's man wahr ist. Und was die Auguste ist, die soll ja ein paar Wochen liegen müssen. Aber sie hat einen Mann, der ganz nett verdient. Jetzt wird sie wohl bei ihm in der Druckbude helfen müssen; sie soll entsetzt sein für Lebenszeit, sagt der Arzt. Ich will nichts gesagt haben, aber man sollte meinen, es war die Strafe. So eitel, wie die war. Und unanständig. Na, man soll niemanden nichts Böses nachsagen. Unfre Ziele“ — sie seufzte schwer — „ja, ob wir die durchbringen! Sie war immer so'n unklügeliges Ding, viel zuzusehen hat sie nicht. Der Arzt meint, die Augen würde sie mindestens verlieren — die eine Eisenstange von der Tür hat sie sich ins Auge gestoßen, als sie da in dem Käfig rum rannten und nicht raus konnten; und da soll denn das andere Auge auch mit futschgehn. Na, das war noch das Schlimmste nicht. Aber was mein Mann ist, der ist ja nun ganz und gar verrückt geworden. Daß er hier bei der Ziele bleiben will — na, helfen kann er ja nicht, aber das kann man ihm ja lassen. Zu Hause müßt er ja doch nichts. Aber sonst —“ Sie seufzte schwer. „Ja und was sagen Sie bloß zu der Lippshüh! Hat man noch immer nichts von ihr gehört und geseh'n?“

Die gefüllten Keller wurden hereingebracht. Nur Frau Eisenstein verzehrte ihre Bratwurst ganz. Befriedigt sammelte sie die Wurstreste von den übrigen Tellern in den mitgebrachten Wachsstuchbeutel.

„Na und nu müssen wir gehn. Gott ja, so 'ne Reize haben wir auch im Leben noch nicht gemacht. Noch nicht mal die Unkosten haben wir rausgekriegt. Diese Du Faultier, hast Du auch Dein Stridzeug nicht mit eingepackt? Na, das wollt ich Dir auch geraten haben. Wille Dir man ja nicht ein, daß ich heute nicht nach dem Rechten seh' und auf alles aufpasse. Das könnt Ihr Euch alle merken. Ja und nu Adieu, Frau Wirtin. Die Lippshüh muß seh'n, wie sie nach Hause kommt. Heute morgen war sie noch mit ihrem Manne im Bett, aber dann ist sie weggerannt wie sie alle. Und nun wird sie ja noch überall rumhorden, die neugierige Krute. Und —“

Frau Eisenstein ließ zum erstenmal in ihrem Leben ihren Redestrom unterbrechen. Noch dazu von Fridchen Lippshüh. Die kleine alte Dame wurde von zwei Männern triefend die Gasthausstreppe hinaufgetragen. Man hatte sie im Leiche aufgesischt.

Wrights Flugversuche.

Der Titel dieser Zeilen ist eigentlich schlecht gewählt, denn von „Versuchen“ kann man bei den Versüßungen, die die Berliner jetzt auf dem Tempelhofer Felde erleben, nicht gut reden. Es sind vielmehr die ersten richtigen Flüge, bei denen man nie zum Bewußtsein kommt, daß es sich um „Versuche“ handelt. Vom Augenblick des Abfahrens an bis zum Landen hat man das Gefühl, daß der Lenker seinen Apparat vollkommen in der Gewalt hat, ganz im Gegensatz zu den mehr oder weniger verunglückten Flügen Bippels mit dem Voisinschen Apparat. Die Eindrücke, die man beim ruhigen Kreisen des Fliegers in den Lüften erhält, sind wirklich unvergesslich. Man kann ganz gut die Empfindungen der Zuschauer bei der Flugwoche auf dem Felde von Rheims verstehen, die gleichzeitig 10 bis 15 solcher menschlichen Riesenvögel fliegen sahen und den Anbruch einer neuen Epoche herannahen fühlten.

Die Flüge sind fast von allen Teilen des Tempelhofer Feldes gut zu sehen, ebenso der interessante Start; letzterer allerdings meist nur mit einem guten Fernglas, da die Startvorrichtung ungefähr 500 Meter von den eigentlichen Zuschauerplätzen entfernt ist. Der Apparat, der unten mit Schlittenfusen versehen ist, wird auf kleinen Untergerüsten mit Rädern bis zu diesem sogenannten Startpylon, der sich durch seinen Gerüstbau vom Felde scharf abhebt, durch einige Leute geschleppt. Diese besondere Startvorrichtung wird oft den Wrightschen Apparaten als Komplizens vor-

geworfen. Alle anderen Apparate, wie die Voisins, Mériots, Rathams usw. fahren in der Weise an, daß sie auf kleinen Rädern zuerst eine Strecke auf dem Boden laufen und dann bei genügender Geschwindigkeit durch Schrägstellung der Höhensteuer steigen. Der Wrightsche Drachensieger wird zum Abflug mit einer Sperrklinke auf einer Holzschiene befestigt. Der Apparat ist durch ein Seil, das durch einen Flaschenzug gespannt und über verschiedene Rollen geführt ist, mit einem 700 Kilogramm schweren Gewicht verbunden, das in einem circa 8 Meter hohen Holzgerüst aufgehängt wird. Der Abflug vollzieht sich in der Weise, daß zuerst der Motor angelassen wird und die Schrauben ihre volle Geschwindigkeit erhalten. Dann löst der Flieger, der inzwischen seinen Platz eingenommen hat, die Sperrklinke, so daß der Apparat durch das schwere Gewicht gezogen immer rascher auf der Schiene gleiten kann. Das Steuer ist dabei vorläufig so gestellt, daß der Flugapparat noch auf die Schienen gedrückt wird. Ist er an dem Ende der Schiene angelangt, so ist seine Geschwindigkeit so groß, daß er durch eine Verstellung der Höhensteuer durch die gegen die Flächen strömende Luft — der Abflug geschieht immer gegen den Wind — gehoben wird. Einmal in den Lüften kommt es ganz auf die Geschwindigkeit des Führers an, den Apparat im Gleichgewicht zu halten. Man sieht ganz deutlich, wie Orville Wright fast unaufhörlich am Steuerhebel arbeitet und durch das schon oft beschriebene „Verwinden“ der Tragflächen den Apparat im Gleichgewicht erhält. Es muß gesagt werden, daß der Apparat besonders beim Fliegen gegen den Wind nicht den Eindruck der größten Stabilität macht, wozu auch die den Wrightschen Drachensiegern charakteristischen Wellenbewegungen beitragen. Schuld daran sollen die Luftwirbel über dem Feld haben. Tatsächlich darf sich auch ein etwa mitgenommener Fahrgast während der Fahrt nicht rühren, ohne das Gleichgewicht des ganzen Apparates zu gefährden. Wright muß, wie erwähnt, immer seine eigene Startvorrichtung zum Fliegen benutzen. Er kann aber auch dann von jedem Gelände aus abfliegen. Die anderen Flugapparate hingegen, die keiner besonderen Vorrichtungen bedürfen, müssen immer festen Boden zum Anlauf haben, müssen also, wie ein satirisch veranlagter Anhänger des Wright einmal meinte, immer ihr Gelände mit sich führen, sind also von ihrer Startvorrichtung noch abhängiger als Wright.

Da Wright seine Flüge oft fast direkt über den Köpfen des Zuschauers vollführt, kann man sehr gut die Einzelheiten des Apparates, die die Brüder bis zum Verlaufe jahrelang ängstlich verborgen hielten, sehen. Der Flieger ist ein Doppeldecker, hat also zwei Tragflächen übereinander im Gegensatz zu dem Mériotschen Apparat, der nur eine Tragfläche hat, also ein Eindecker oder Monoplan ist. Jede von den beiden Flächen, die 1,8 Meter von einander entfernt sind und die aus Baumwollstoff bestehen, ist 12½ Meter lang und 2 Meter breit. Das Gerippe der Flächen besteht aus Lannenholz. Die Flächen sind an der Unterseite gewölbt und zwar ungefähr 3 Zoll stark. Die Notwendigkeit der Wölbung war auch schon vom Altmeister der Fliegenkunst Lilienthal erlirnt. Die Steuerung geschieht neben dem Verwinden der Tragflächen mittels der vor und hinter dem Apparat in ungefähr 3 Meter Entfernung angeordneten Steuer, die jedes aus je 2 Flächen bestehen. Das vordere Steuer dient zur Höhensteuerung, das rückwärtige Steuer ist das Richtungs- oder Horizontalsteuer. Die beiden Flächen dieses Steuer sind dementsprechend vertikal, die beiden Flächen des Höhensteuer horizontal angeordnet. Zwischen diesen beiden Flächen sind auch deutlich zwei kleinere vertikale halbmondförmige Steuerflächen sichtbar. Die Steuer werden mittels Hebel durch Klavierseiltendern vom Führersitz aus betätigt. Dieser befindet sich in der Mitte der unteren Tragfläche. Neben dem Führersitz ist auch der Platz für einen Fahrgast. Dort ist auch die Seele des Apparates, von dem das Wohl und Wehe des Fliegers abhängt, der Benzinmotor, untergebracht. Der Motor bietet noch immer den schwierigsten Punkt bei den Fragen der Aviatiker, da sein Versagen, wie das unfreiwillige Bad Rathams im Kanal, zu den gefährlichsten Unfällen Veranlassung gibt. Auch Orville Wright mußte am Dienstag seinen Flug nach fast einstündiger Dauer unterbrechen, weil er einen Defekt an der Zündung befürchtete. Der Motor des Wrightschen Apparates ist natürlich außerordentlich leicht. Er wiegt bei 25 Pferdestärken-Leistung, die er in 4 Sekunden bei 1400 Umdrehungen in der Minute entwickelt, nur 90 Kilogramm. Bemerkenswert ist, daß dieser Motor immer mit gleichbleibender Tourenzahl läuft. Die Geschwindigkeit des Fluges verändert Wright nur durch rascheres oder langsames Steigen und Sinken mit Hilfe des Höhensteuer. Der Motor treibt mittels Kettenradübersehung zwei langsamer laufende Schrauben an. Die Schrauben sind zweiflügelig und aus mit Holz überzogenem Luch mit einem Durchmesser von fast 3 Meter gebaut. Sie machen 450 Umdrehungen in der Minute. Der Hauptvorzug der Wrightschen Flieger, dem sie in erster Linie ihre Erfolge verdanken, besteht in der Möglichkeit, vom Führersitz aus durch einen Hebel die Tragflächen in ihren einzelnen Teilen zu „verwinden“, d. h. ihre Wölbung zu verändern. Wenn der Wind z. B. den Apparat von rechts zu sehr trifft, so wird die Wölbung der rechten Seite vergrößert, wodurch der Luft ein höherer Widerstand entgegengekehrt wird, gleichzeitig wird die Wölbung der linken Seite verringert, wodurch dort der Luftwiderstand vermindert wird. Man sieht dies Verwinden ganz deutlich, man sieht aber auch, daß Wright fast unaufhörlich an den beiden Steuerhebeln arbeitet, so daß man ahnt, was die Persönlichkeit beim Bedienen des Apparates aus-

macht. Die Brüder Wright verpflichten sich zwar jetzt, ihre Schüler in sehr kurzer Zeit auszubilden, sie selbst haben aber Jahre angestrengtester Tätigkeit gebraucht, um ihre Erfolge zu erzielen. Ihre Versuche begannen im Jahre 1896 bei der Nachricht vom Tode Lilienthals. Sie bauten unermüdet einen Gleitflieger nach dem anderen, die noch alle ohne Motor in ähnlicher Weise wie Lilienthals Apparate gebaut waren. Die Flieger selbst lagen horizontal in ihrem Apparat, da sie so am besten steuern und den Apparat im Gleichgewicht erhalten konnten. Nachdem sie zahlreiche gelungene Versuche durchführten — im Jahre 1902 allein über 1000 — bauten sie im Jahre 1903 zum ersten Male einen Motor in ihren Apparat ein, so daß der Wrightsche Drachenflieger eigentlich nicht älter als 5 Jahre ist. Der erste Flug dauerte 12 Sekunden, während sie heute ihren Rekord auf über 2 Stunden halten. Alle Versuche wurden in größter Heimlichkeit durchgeführt, so daß man ihnen, besonders da sie ihren Aeroplan nicht zeigen wollten, nicht recht Glauben schenkte und ihre Berichte für amerikanischen Humbug hielt. Im Jahre 1908, nachdem die finanziellen Grundlagen für den Verkauf ihrer Apparate gesichert waren, traten sie in die weitere Öffentlichkeit und errangen in der alten und neuen Welt die größten Erfolge.

Die Erfolge Wrights in Berlin und noch mehr die großartigen Resultate auf dem Flugfelde bei Rheims geben fast denen recht, die in der Flugmaschine die Zukunft sehen. Jedenfalls kann man sagen, daß diese Apparate das Stadium der ersten Versuche bereits hinter sich haben und daß uns jeder Tag von neuen Erfolgen Nachricht bringen kann.

Kleines feuilleton.

Gesundheitspflege.

Ueber die Rauchplage in den Städten sprach auf der zurzeit in Zürich stattfindenden Tagung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege Dr. Ascher-Königsberg i. Pr. Das größte Hindernis für eine wirksame Rauchbekämpfung ist die Vorstellung, daß der Kohlenrauch nur belästigend wirkt. Fortschritte sind erst von der Ueberzeugung zu erwarten, daß er die menschliche Gesundheit erheblich schädigt und daß diese zurzeit wichtigste Verunreinigung der Stadtluft ebenso ernst zu beurteilen ist wie die von Voden und Wasser und eine ernste Gesundheitsgefahr darstellt. Daß der Kohlenrauch in den über und in Ortschaften lagernden Mengen die Gesundheit erheblich schädigt, geht aus Statistiken und Experimenten hervor, die übereinstimmend nachweisen, daß mäßige Mengen von Rauch und Ruß durch Schädigung der Lungenzellen eine Disposition für akute Lungenerkrankheiten schaffen und den Verlauf der Tuberkulose beschleunigen. Außerdem begünstigen Rauch und Ruß die Nebelbildung; der Nebel wiederum konzentriert den Rauch und Ruß und begünstigt die Aufnahme schwebender Bestandteile in die Lungen. Die aus England und Preußen herbeigebrachten Zahlen zeigen eine bisher nicht vermutete Zunahme der akuten Lungenerkrankheiten; während in Preußen 1875 bis 1879 von 10 000 Einwohnern 16 an akuten Lungenerkrankheiten starben, waren es 1900—1904 27. In absoluten Ziffern bedeutet dies, daß im Jahre 1875 42 000 Einwohner an diesen Krankheiten starben, 1905 aber 102 000. Bei der am meisten betroffenen Altersklasse der Säuglinge waren es 1875 7000, 1905 aber schon 22 000. Unter dem schnellen Verlauf der Tuberkulose leiden am meisten die Kohlenbergarbeiter. Die bisherigen Untersuchungen der Stadtluft zeigen eine ungeahnte Bedeutung des Hausrauchs. Wie groß sein Anteil oder der von gewerblichen Groß- oder Kleinbetrieben ist, muß für jede Gegend nach einheitlichen Methoden festgestellt werden. Die fortgesetzte Untersuchung der Luft ist ebenso notwendig, wie die von Wasser, Abwässern, Nahrungsmitteln usw. Aus solchen Untersuchungen und den Beobachtungen geschulter Personen ergaben sich die richtigen Anhaltspunkte für die örtlichen Maßnahmen. Zu fordern ist eine Zentralstelle für das ganze Reich, die folgende Aufgaben zu erfüllen hätte: Ausarbeitung einheitlicher Methoden für die Beobachtung und Untersuchung der Stadtluft resp. des Rauchs; Untersuchungen über die Schäden verdorbener Luft für Menschen, Pflanzen, Gebäude usw.; Prüfung von Verbesserungsvorschlägen, eventuell in Gemeinschaft mit anderen Behörden, Ausschreibung von Preisen hierfür; Ausarbeitung von Normen für die Rauchbekämpfung, wie überhaupt für die Verbesserung der Stadtluft und Aufklärung des Publikums durch Vorträge, Ausstellungen usw. Die Rauch- und Rußbekämpfung muß sich ebenso gegen die Hausbrandfeuerungen wie gegen die industriellen Feuerungen richten. Der heutige Stand der Technik gestattet, unbeschadet der Wirtschaftlichkeit der Feuerungsbetriebe ganz allgemein rauchschwachen Betrieb für jede Art von Feuerungsanlagen, auch bei Hausbrandfeuerungen herbeizuführen. Die Bedienung der Feuerungsanlagen ist für die Bekämpfung der Rauchplage von ausschlaggebender Bedeutung. Daher ist der Verwendung geschulter, tüchtiger Heizer, der Verbreitung der Grundsätze richtiger Bedienung in Haushaltungsschulen, Diensthäusern, in der Presse usw. besonderes Augenmerk zuzuwenden. Bei Festsetzung städtischer Bebauungspläne ist auf die örtliche Zusammenfassung der Industrie in besonderen ihr zugewiesenen Stadtteilen Bedacht zu nehmen. Die Wichtigkeit

der Sache verlangt behördliche, auch auf Hausfeuerungen sich erstreckende Vorschriften und deren Vollzug nicht im Nebenamt, sondern durch besondere hierfür aufgestellte feuerungstechnisch gebildete Organe.

Landwirtschaftliches.

Die Humus-Säure. Für den land- und forstwirtschaftlichen so unendlich wichtigen Begriff des Humus ist merkwürdiger Weise noch immer ausschließlich dieser lateinische Ausdruck gebräuchlich, für den noch keine hinreichende Verdeutschung gefunden worden ist. Was man als Dammerde bezeichnet, ist nicht allein Humus, sondern eine Mischung davon mit mineralischen Stoffen, während der Humus selbst aus dem Zerfall von Pflanzen herborgeht. Da ein solcher auf dem Acker nur dann stattfindet, wenn absichtlich Pflanzen zum Zweck der Gründüngung, also zum Unterspülen, angebaut werden, so findet sich der Humus hauptsächlich im Wald- und Wiesenboden, wo die Gewächse mehr sich selbst überlassen bleiben. Seiner Wichtigkeit entsprechend ist der Humus seit langem untersucht und erforscht worden, aber es läßt sich nicht sagen, daß auch nur alle wesentlichen Rätsel, die er der Wissenschaft aufgibt, schon gelöst wären. Mit einem besonders wichtigen Teil, den sogenannten Humusäuren, hat sich Dr. Baumann in den „Mitteilungen der bayerischen Moorkultur“ befaßt. Man unterscheidet zwischen natürlichen und künstlichen Humusäuren, von denen jene sich namentlich im Moorboden und in der Schwarzerde finden, diese im Laboratorium durch die Einwirkung sowohl von Säuren wie von Alkalien auf Kohlenwasserstoffe und Eiweißkörper erzeugt werden können. Die natürlichen Humusäuren bilden mit den Mineralstoffen des Bodens teils lösliche, teils unlösliche Salze, und die Eigenschaft dieser Säuren, die Mineralstoffe zu lösen, bedingt ihren eigentlichen Wert für den Kulturboden. Wie wenig ihre Erforschung bisher zur Vollendung gediehen war, geht daraus hervor, daß man erst durch die neuesten Arbeiten zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß sie überhaupt keine eigentlichen Säuren sind, und aus dieser Kenntnis können sich auch wichtige praktische Folgerungen ergeben.

Astronomisches.

Wesen und Ursprung der Milchstraße. Die Milchstraße umspannt das Himmelsgewölbe nahezu in Gestalt eines größten Kreises, dessen eine Hälfte weit breiter und schwammiger erscheint als die andere, die verhältnismäßig schmal und schärfer umrissen ist. Die Zahl der sichtbaren Sterne auf der Flächeninheit erreicht in der Milchstraße ihr Höchstmaß und nimmt mit der Entfernung von ihr ab, während hinsichtlich der Nebelflecken gerade das Umgekehrte der Fall ist. Die breitere Hälfte der Milchstraße wird durch eine lange, dunkle Zone inselartig in zwei Arme geteilt und enthält zudem noch verschiedene andere solcher inselartiger Flecke. Einen neuen Erklärungsversuch für diese unseren Blicken vorliegende Verteilung der zahllosen Weltssysteme, aus denen sich der glühende Ring zusammensetzt, hat der Astronom George Comstock in einem Vortrage in der amerikanischen National-Akademie der Wissenschaften dargelegt. Er gibt eine Art dualistischer Theorie der Verteilung aller Materie in dem uns sichtbaren Teil des Raumes. Die eine Hälfte ist ein Chaos von unbestimmter Ausdehnung, in dem Sterne und kosmische Nebel freilich auch mit einer gewissen, wenngleich nur in sehr weiten Grenzen geltenden Gleichförmigkeit verteilt sind, wobei eine Neigung zur Zusammenhaltung deutlich erkennbar ist. Ritten durch dies Chaos hindurch bewegt sich der andere Teil als eine Zone von meßbaren Sternen, zu denen auch unsere Sonne gehört, die mit den übrigen ein im Vergleich zu dem äußeren Chaos weit dichteres Gefüge bildet. Nach bekannten mechanischen Gesetzen muß dieser bewegte Sternstrom dazu führen, daß die Nebel sich von der Ebene seines Pfades entfernen und oberhalb und unterhalb der Ebene, in welcher er verläuft, beiderseits sich sammeln. Der hellere Streif dazwischen wäre nun die Milchstraße, durch die hindurch das Auge mehr Sterne zu erblicken vermag als durch die angesammelten Nebelmassen zu ihren beiden Seiten. Diese Annahme stimmt mit verschiedenen astronomischen Beobachtungen gut überein. So hat der bekannte Astronom Pickering kürzlich einen ausgesprochenen Unterschied in der Verteilung der Sterne von verschiedenem spektroskopischen Typus festgestellt, der sich sehr wohl in den Rahmen der neuen Milchstraßentheorie einfügt. Er unterscheidet den Siriusstypus und den Sonnentypus. Die Zahl der Sterne von der Siriusgruppe wächst mit abnehmender Helligkeit von Stufe zu Stufe um das Vierfache, wie dies von der Theorie gefordert wird, sofern die Sterne gleichmäßig im Raum verteilt sind. Dagegen nehmen die Sterne vom Sonnentypus von Stufe zu Stufe in einem Verhältnis zu, das durch die Zahl 3:25 ausgedrückt wird, so daß man daraus auf eine ganz andere Art der Verteilung schließen kann. Diese Typen stehen nun tatsächlich in Uebereinstimmung mit den anfangs genannten Hauptgruppen im Universum, von denen die chaotische dem Sirius-Typus und die des Sternstroms dem Sonnentypus zugehört.